

Wettbewerb Humor - schreibwerk berlin

Im Folgenden finden Sie hier die Texte, die zum Wettbewerb Humor von schreibwerk berlin eingereicht wurden. Sie sind hier nach ihrem Eingang geordnet und anonym. Die Gewinnertexte werden dann mit Namen im Blog zu lesen sein.

Liebe Jury, also liebe/r LeserIn: Wählen Sie den Ihrer Meinung nach besten Text aus und geben Sie das Ergebnis bitte per Mail info@schreibwerk-berlin.de oder durch einen Eintrag im Kommentarfeld bekannt. Vielen Dank für Ihre Beteiligung.

Sie haben dafür Zeit bis zum 31. März 2021.

Inhaltsverzeichnis

Text 1 Sind Menschen Masochisten?	2
Text 2 Diese Viren sind überall	4
Text 3 Das Westgeld ist weg	7
Text 4 Krankenschein	10
Text 5 Radikal	14
Text 6 Brief an Paul	16
Text 7 Besonders	19
Text 8 Pink	23
Text 9 Paarberatung	27
Text 10 Ein paar schlaflose Stunden	30

Text 1 Sind Menschen Masochisten?

Kein Lebewesen auf der Welt fügt sich freiwillig selbst Schaden zu, abgesehen von den Lemmings, die sich bei drohender Überbevölkerung von einer Klippe in den Tod stürzen.

Der Mensch hingegen setzt sich schlimmsten Torturen aus und bezahlt auch noch Geld dafür.

Prangten Tattoos früher nur auf den muskulösen Oberarmen raubeiniger Seemänner, lassen sich heutzutage vorzugsweise junge Frauen ganze Bildergalerien auf ihren Leib stechen. Schon bei dem Wort „stechen“ bricht mir der kalte Schweiß aus und meine Hände fangen an zu zittern. Lieber laufe ich knopflos und mit ausgefransten Säumen herum, bevor ich eine Nähnadel auch nur in meine Nähe lasse. Ist nicht schon Dornröschen bei einer ähnlichen Aktion mit einer Spindel in einen hundertjährigen Tiefschlaf gefallen? Und in meinem Alter kann ich kaum darauf hoffen, dass sich ein junger Prinz durch eine Dornenhecke kämpft, um mich wach zu küssen. Schade eigentlich!

Aber Tattoos sind ja noch vergleichsweise harmlos, auch wenn mit zunehmendem Alter und Leibesumfang statt niedlicher kleiner Bötchen plötzlich Schiffe von der Größe eines amerikanischen Flugzeugträgers auf den faltigen Hautwellen schaukeln.

Der wahre Horror sind Piercings. Die Metallteile werden an Körperteilen montiert, von denen ich als Produkt einer pruden Erziehung nicht einmal weiß, dass ich sie habe.

Sollte einmal der Zeitpunkt kommen, dass meine Geschlechtsgenossinnen sich wie die Frauen einiger afrikanischer Stämme die Unterlippen mit Scheiben auf

Tellergröße ausstülpen oder den Hals mit Hilfe von Ringen auf Giraffenhöhe hochschrauben, dann greife ich doch lieber beherzt zur Nadel und katapultiere mich in einen gnädigen hundertjährigen Dornröschen-Schlaf.

Text 2 Diese Viren sind überall

"Warum schreiben die mir keinen Brief? Früher habe ich immer Briefe bekommen, da stand drin, wann ich zur Vorsorge musste." Meine Oma war ratlos. "Die könnten mir ruhig einen Termin vorgeben. Ist nicht so, dass ich einen vollen Kalender hätte", schimpfte sie weiter. Irgendwie musste ich sie beruhigen, sie durfte sich nicht aufregen. Ihr Blutdruck war erhöht und ihr Alter auch. Sie hatte es geschafft sich bis in die höchste Risikogruppe vorzuleben. "Und die hundert knacke ich auch noch, sollst mal sehen", hatte sie früher bei jeder Familienfeier verkündet. Aber solche Feiern gab es nicht mehr. Diese Form infektiöser Zwischenmenschlichkeit war dem virologischen Imperativ gewichen: Jeder Mensch ist ein Risiko, meide ihn.

Auch ich konnte Oma nicht erklären, warum man ihr keinen Impftermin zugewiesen hatte. Stattdessen war sie gezwungen, ihre Zeit in Warteschleifen zu verbringen. Vielleicht hoffte man, die Anzahl der Impfkandidaten durch Herzinfarkte bei der Terminjagd auf natürlichem Wege reduzieren zu können. Aber diese Vermutung behielt ich für mich.

Oma bemühte sich seit Tagen auf telefonischem Wege einen Impfung zu vereinbaren – vergeblich.

Ich bot an, die Anmeldung für sie vorzunehmen, aber davon wollte sie nichts wissen. "Ich werde wohl einen Termin buchen können. Das wäre doch gelacht. Selbst ist die Oma."

Sie erinnerte sich daran, dass ich ihr im letzten Jahr einen Computer installiert hatte. Und jetzt saßen wir da, sie in Rostock und ich in Frankfurt und quälten uns durch eine Software, die Kafka persönlich entwickelt hatte.

Nach Doppelregistrierung mit SMS und E-Mail und unter reichlicher Verwendung von Schimpfwörtern waren wir bei der eigentlichen Terminvergabe angelangt. Das System schlug mehrere Alternativen vor, unsere Stimmung besserte sich. "Nimm gleich den ersten", lautete mein Ratschlag. Ich konnte förmlich sehen, wie Oma die Maus mit einem konzentrierten Gesichtsausdruck über den Tisch schob, mit beiden Händen. Als der Zeiger über dem Terminfeld schwebte, drückte sie entschlossen zu.

"Dieser Termin ist gebucht", befand das System.

Oma las mir die Meldung vor. "Wir haben es geschafft", frohlockte sie. Nach anfänglicher Euphorie überkamen mich Zweifel. Die Meldung konnte zweierlei bedeuten: "Glückwunsch – Dieser Termin ist für sie reserviert" oder "Leider Pech – Der Termin ist bereits vergeben." Vielleicht wusste das System es selbst nicht.

"Wenn die Buchung erfolgreich war", überlegte ich laut, "dann müssten wir eine Terminbestätigung erhalten haben."

Ich überprüfte den Posteingang. Wir benutzten meine E-Mail-Adresse, Oma besaß keine. Die Post kommt mit der Post, lautete ihr Credo.

Es war keine Bestätigung eingegangen. Oma fluchte, die Details erspare ich Ihnen. Ein schwerer Fall von Computer-Tourette.

Aber so leicht wollten wir nicht aufgeben und versuchten es mit dem nächsten Termin. Der Computer fragte erneut nach der Anschrift. Oma war empört. "Kann der sich das nicht merken? Ich dachte, die Dinger wären schlau."

"Das liegt am Datenschutz", versuchte ich sie zu beruhigen.

"Datenschmutz, wieso Datenschmutz?" Oma hörte nicht mehr gut und war sehr auf Sauberkeit bedacht. Sie sah immer und überall Schmutz, jetzt hörte sie ihn auch.

"Datenschutz, nicht Datenschmutz."

Aber Oma war mental schon im Putzkampf.

"Ich sollte den Computer mal aufschrauben und ordentlich aussaugen. Man will doch nicht, dass einem die Daten dreckig werden."

"Oma, lass die Finger davon", rief ich. "Nichts aufschrauben, hast du mich gehört?" Ich sah sie schon niedergestreckt in der Wohnung liegen, von einem Stromschlag dahingerafft.

Sie grummelte irgendetwas und wir begaben uns wieder auf die Jagd. Aber kein Termin, den das System vorschlug, ließ sich buchen. Alle waren vergeben. "Das kann einfach nicht sein", rief ich frustriert. "Dein Computer hat sich einen Virus gefangen."

"Was?", schrie meine Oma. "Kriegen Computer auch Corona?" Ich hörte wildes Hantieren und ein verdächtiges Zischen.

Oma hatte den Stecker gezogen.

"Computerviren sind doch keine Coronaviren", bemerkte ich trotzig. Oma war nicht überzeugt.

"Das weißt du nicht, du bist kein Virologe", stellte sie fest. "Der Computer ist in Quarantäne, und da bleibt er auch."

"Und was wird mit der Impfung?", fragte ich besorgt.

"Ich haben die Nazis überlebt, den Krieg und die Stasi. Da lass ich mich von so kleinen Scheißviren bestimmt nicht unterkriegen."

Text 3 Das Westgeld ist weg

Meine Freundin und ich blicken verwundert auf die offene Wohnungstür. „Sind deine Eltern schon zu Hause?“ wundert sie sich. „Nein, die kommen doch erst um fünf“, entgegne ich. Wir gucken uns in die Augen und gleichzeitig platzt es aus uns heraus: „Das waren Einbrecher!“ „Was machen wir denn jetzt?“ frage ich. Natürlich habe ich Angst vor Einbrechern, aber es kann doch auch einen anderen Grund für die offene Tür geben. „Komm, wir gehen rein und gucken!“ Meine Freundin zögert, aber wir haben beide Hunger und nichts Besseres zu tun. Ich stecke meinen Kopf in den Türspalt und schaue in den Flur. Alles normal. Wir gehen in die Wohnung. Langsam, leise, vielleicht sind die Einbrecher noch da? In der Küche alles normal. Im Schlafzimmer alles normal. Je weiter wir in die Wohnung vordringen, desto entfernter ist die Wohnungstür, unsere Fluchtmöglichkeit. Die Räume wirken auf einmal unheimlich. Unsere Schritte werden schneller, der Mut verlässt uns, wir rennen aus der Wohnung.

Im sicheren Treppenhaus erörtern wir die Lage. Zwar ist nun klar, dass keine Einbrecher da sind, denn wir haben alle Zimmer abgelaufen, aber die Angst, die uns in der Wohnung überkam, spricht dafür, dass Einbrecher da gewesen sind. Ich glaube auch, aus den Augenwinkeln gesehen zu haben, dass im Wohnzimmer eine der Schubladen der Schrankwand offen stand. Die Schublade mit dem Westgeld! Der letzte Zweifel ist beseitigt: Es wurde eingebrochen und das Westgeld ist weg. Im Treppenhaus fühlen wir uns auf einmal nicht mehr sicher. Wir rennen die Treppen hinunter, raus auf die Straße und noch ein Stück weiter, man kann ja nie wissen. Als es sich albern anfühlt vor Einbrechern wegzulaufen, die nicht mehr da sind, bleiben wir stehen. „Was machen wir denn jetzt?“ frage ich meine Freundin. In die Wohnung zurück traut sich keine von uns. Jede

andere Beschäftigung, die nichts mit den Einbrechern zu tun hat, kommt aber auch nicht in Frage. Da sehe ich neben uns ein Polizeiauto, das langsam die Straße entlang fährt. Es passt einfach alles zusammen: Wo Einbrecher sind, ist die Polizei nicht weit. Ich laufe mit dem Auto mit und wedele mit den Armen über meinem Kopf, um auf uns aufmerksam zu machen. Der Polizeiwagen hält an. Das Fenster auf der Fahrerseite wird heruntergekurbelt. „Bei uns waren Einbrecher!“, schleudere ich in das Auto rein, „Die Wohnungstür stand offen! Das Westgeld ist geklaut!“ Ich halte inne, mir fällt ein, dass meine Eltern mir gesagt haben, ich dürfe niemandem von unserem Westgeld erzählen. Aber hier ist doch Gefahr im Verzug!

Der Polizist wirkt nicht besorgt, sicher weil Polizisten von Berufswegen keine Angst haben. Dennoch bietet er uns an nachzuschauen, ob eingebrochen wurde. Er bittet uns, einzusteigen und fragt, wo ich wohne. Wir sind zwar nur zweihundert Meter entfernt, da wir aber in einer Einbahnstraße sind, muss man erst zum Doberaner Platz fahren und von dort bis zum Hotel Warnow, weil man am Doberaner Platz nicht links abbiegen kann. Beim Hotel gibt es einen U-Turn, von dort geht es zurück zum Doberaner Platz, wo man rechts in die Neue Werderstraße einbiegt und von dort links in den Patriotischen Weg, wo wir wohnen. Ich bin sehr aufgeregt. Wegen der Einbrecher bei uns zu Hause und der Fahrt im Polizeiauto. Ich habe noch nie in einem Polizeiwagen gesessen, geschweige denn bin ich mit der Polizei durch die halbe Stadt gefahren. Der Innenraum des Autos ist so sauber, als ob er gerade erst gereinigt wurde. Die Sitze sind braun, die Armaturen sind braun, die Uniformen der Männer sind braun-grün. Es riecht wie im Lehrerzimmer und im Schulsekretariat, nach Autorität. Keiner spricht während der Fahrt. Die Welt wirkt aus einem Polizeiauto heraus weiter entfernt, als wenn man in einem normalen Auto mitfährt.

Bei unserem Haus angekommen, steigen wir aus und gehen hoch. Die beiden Polizisten sehen sich die Tür und das Schloss an. Wir folgen ihnen in die Wohnung. Sie schauen sich Zimmer für Zimmer an, wir direkt hinter ihnen. Alles ist normal. Die Polizisten wollen wissen, wo das geklaute Westgeld war. Wir gehen ins Wohnzimmer. Die Schublade mit dem Westgeld ist zu. Ich öffne sie, das Westgeld ist da. Ich habe ein schlechtes Gewissen, weil ich mir die offene Schublade nur eingebildet hatte und wegen des Verrats des Westgelds. Die Polizisten sind erstaunlicherweise nicht verärgert. Der eine Polizist versichert uns, dass keine Einbrecher da gewesen sind und wir uns keine Sorgen zu machen bräuchten. Er fragt, wann meine Eltern nach Hause kommen. Das Westgeld erwähnt er zum Glück nicht wieder. Der andere, der gerade aus dem Fenster auf unseren Hof runter schaut, fragt mich, ob mein Vater dunkle, kurze Haare hat. Ich nicke. Sofort habe ich ein Bild von meinem Vater vor Augen, der von den Einbrechern - die lediglich ihre Spuren so gut verwischt haben, dass selbst die Polizisten sie nicht sahen - aus dem Fenster geschubst worden war, tot auf dem Hof lag, aufgespießt auf dem Pfosten, an dem die Wäscheleine befestigt war. Mir rutscht das Herz in die Hose. Der Polizist am Fenster winkt mich zu sich „Ist das dein Vater?“. Mit bleischweren Beinen gehe ich zu dem Polizisten. In Erwartung des Schrecklichsten schaue ich runter. Dort steht mein Vater. Er hat seine Gartenhandschuhe an und eine Harke in der Hand. Er blickt erschrocken nach oben, aber ich bin erleichtert!

Mein Vater war früher von der Arbeit gekommen und hatte die freie Zeit für Gartenarbeit genutzt. Da er nur auf den Hof gegangen war, hatte er die Tür offen stehen lassen.

Text 4 Krankenschein

„Lars.“ Die helle Stimme ist eindeutig von einer Frau und angenehm in Lars' Ohren. Trotzdem dreht er sich leicht verstimmt um. Was ihm schwer fällt, da er auf dem Bauch in einer Sandmulde liegt und ein Fernglas in den Händen hält. Er streckt er den rArm mit dem Fernglas schräg nach oben, wälzt sich herum und setzt sich auf. Diese Sandmulde hat Lars am Manuel Antonio-Strand in Costa Rica ausgehoben. Er ist dabei, dem Auftrag des Bürgermeisters Folge zu leisten und die Englischlehrerin seines Dorfes zu beobachten. Die Frau ist krankgeschrieben, schon lange. Soweit Lars sich erinnert, mussten sie, wenn der Stundenplan Englisch vorsah, stets für die Dorfkapelle üben.

„Liebe Kinder, heute werden wir schön musizieren“, pflegte ihr Schuldirektor zu sagen. Natürlich hatte niemand Lust dazu. Es war ein Chaos und eine Quälerei. Besonders für die Anwohner, die irgendwann die Nase voll davon hatten, eine Art Free Jazz ertragen zu müssen, der nur entfernt als Musik erkennbar war, und beim Bürgermeister eine Petition einbrachten. Der Bürgermeister, dessen Fenster zum Schulhof lag, stimmte zu. Danach mussten sie im Schulgarten Unkraut jäten und musizierten nicht mehr.

„Was machst du hier?“, fragt Lars. „Semesterferien“, sagt Susanne, als wäre damit alles erklärt. „Was? Nein. Ich meine, was machst du hier am Strand?“, sagt Lars. „Ich sollte wohl besser fragen, was machst du hier?“, sagt Susanne und sieht sich prüfend um. Einen Moment bleibt ihr Blick an der Englischlehrerin hängen, die sich auf einem weißen Strandtuch räkelt.

Susanne runzelt die Stirn und ihr hübsches Gesicht erinnert an eine erzürnte Göttin. Sie trägt einen leuchtend grünen Bikini, der ihre gebräunte Haut betont. Einzig die pinkfarbene Plastiktasche ist einer Göttin unwürdig. Soweit Lars weiß, trugen die Götter im Olymp sowieso keine Plastiktaschen.

Susannes Bräune gemahnt Lars an seine kalkweiße Haut. Verstoßen angelt er sein T-Shirt, um es wie nebenbei überzustreifen. Sein Vorhaben gerät wegen des Fernglases in seiner Hand etwas aus dem Ruder. Es ragt an seinem rechten Arm aus dem Ausschnitt und der Rest des Shirts bildet ein Knäuel. Susanne kichert und hilft ihm. „Danke“, sagt Lars. „Gerne“, sagt Susanne und zieht das Shirt einmal zu viel glatt. „Also. Was machst du hier?“ Sie nickt zu der Frau auf dem weißen Strandtuch. „Was? Nein.“ Lars wird rot, „Ich wollte Leguane beobachten.“ „Pah“, prustet Susanne. „Hier am Strand.“ „Der Nationalpark ist gleich um die Ecke.“ Er deutet mit dem Daumen zum Dickicht des Waldes. „Die Leguane kommen häufig an den Strand.“ Susanne winkt ab. „Also wirklich.“ Sie rümpft die Nase. Fasziniert beobachtet Lars den Vorgang. „Und du?“, fragt Lars, während er mit dem Fuß Sand hin und her schiebt.

„Ich wollte wissen, warum du so schnell abgehauen bist“, sagt Susanne. Ihre Stimme klingt rau. „Hat dir die Party nicht gefallen?“ „Schon“, erwidert Lars lahm. Er sieht auf das Meer, das unaufhörlich Berge aus schaumigem Wasser auf den Strand wirft. Ein gefleckter Hund trippelt über den Strand und beschnuppert Holzstücke. „Ich wollte niemandem auf den Geist gehen“, verkündet er schließlich. „Sehr höflich“, Susanne schiebt eine Locke aus dem Gesicht, „aber einfach abzuhausen?“ „Na, ihr habt wie wild getanzt. Es sah nicht aus, als ob ihr Hilfe braucht.“ Susanne lacht, ringt nach Atem und sieht ihn an. Ihre Augen schimmern. Lars' Herz klopft so laut, dass er Angst bekommt, sie könnte es hören. Er versucht es mit einem

Lächeln. „Medizinstudenten eben. Aber eigentlich ganz in Ordnung“, erklärt Susanne. „Und du? Äh, bist du auch so?“ Als Lars seine eigenen Worte hört, würde er am liebsten wegrennen. „Nein, ich tanze nur aus Langweile mit wildfremden Jungs und bin ganz froh, wenn sie abhauen.“ „Eh, was?“, entfährt es Lars. Er beginnt zu grinsen. Susanne kichert. Dann lachen sie beide und sinken in den Sand. Die Mulde ist der gemütlichste Platz der Welt. Sie beschäftigen sich damit, einander anzusehen und zu lächeln. „Warum bist du allein hier?“ Susannes Frage holt ihn aus einem fernen Universum voller Glückseligkeit in die Welt zurück. „Ähm, lange Geschichte.“ „Wegen einer Frau? Wegen der Frau?“ Susanne zeigt mit dem Daumen nach hinten. „Nun. Ja. Wegen ihr“, brummelt Lars, „sie ist meine Englischlehrerin.“ „Unsinn“, sagt Susanne belustigt. Sie setzt sich auf ihre Knie, Sand rieselt an ihr herab. „Was hältst du von einer Vesper?“, fragt sie, als wäre das die großartigste Idee überhaupt. „Du meinst, du magst was essen.“ Susanne strahlt. „Am liebsten Kuchen. Und du erzählst mir dabei deine Geschichte.“ Lars stopft sein Fernglas in den Rucksack und fragt, „Ist Vesper nicht was mit Brot und Wurst?“ „Ach was, man kann auch Kuchen essen“, erklärt Susanne. „Ah prima, gehen wir also Kuchen vespern“, sagt Lars. „Im Hotel San Bada gibt es auf jeden Fall Kuchen“, weiß Susanne und greift nach ihrer Plastiktasche. „Einverstanden“, antwortet er, als wäre er mit einem anderen Ort nicht einverstanden gewesen. Nebeneinander stapfen sie über den warmen Strand. „Woher kommst du eigentlich?“, fragt Susanne. „Aus einem kleinem Dorf in Brandenburg“, erklärt Lars. „Es heißt eigentlich nur Das Dorf.“ „Sehr geheimnisvoll“, flüstert Susanne und lächelt.

Kurz darauf sitzen sie auf der Terrasse des San Bada-Hotels, an einer Art Tresen, und blicken auf den Pazifik und den Wald. Der American Cheesecake scheint Susanne vorzüglich zu schmecken

da sie bereits das zweite Stück bestellt hat. Lars nuckelt an seinem Pina Colada. „Also“, sagt Susanne mit halbvollem Mund, „hat sich eure Englischlehrerin vom Arzt bescheinigen lassen, dass sie sich nur noch an warmen Orten aufhalten darf.“ „Genau“, sagt Lars. „Sie ist sozusagen krankgeschrieben, um hier zu wohnen.“

Susanne wischt Lars einen Krümel vom Mund. Lars überlegt, sich heimlich weitere Krümel im Gesicht zu verteilen. „Wie lange schon?“, fragt Susanne. „Ich hatte nie Englischunterricht“, sagt Lars. „Nie?“, wiederholt Susanne ungläubig. Lars verschweigt, dass sie stattdessen musizieren und Unkraut jäten mussten. Er will sie nicht verwirren. Ein Papagei mustert beharrlich ihren Kuchen. „Und was ist mit diesem Herrn Krummholz?“, erkundigt sich Susanne. „Unser Dorftischler ist ihr gefolgt und hat ihr hier ein Wochenendhaus gebaut. Das Geld ist von Greenpeace und war für die Tiere im Dorf gedacht. Er ist aus Liebe zum Verbrecher geworden“. Lars wird ein bisschen rot, als ihm das Wort Liebe über die Lippen kommt. „Von Greenpeace“? „Eine andere Geschichte“, sagt Lars eilig.

Susanne tunkt zwei Finger in ihr Wasserglas und schnipst dem Papagei ein paar Tropfen auf das Gefieder. Widerwillig unternimmt der Vogel ein paar schnelle Seitwärtsschritte. „Und euer Bürgermeister hat dich nach Costa Rica geschickt, um sie zu holen?“ Lars nickt. „Ja, sie soll nochmal zum Arzt. Vielleicht kann sie wieder arbeiten. Außerdem fehlt der Tischler im Dorf.“ „Hm. Da hast du ganz schön was vor“, sagt Susanne, „seltsame Geschichte“. Sie beobachtet den Vogel, der jetzt einige Meter weiter einen Teller mit Gemüse inspiziert. Die Sonne nähert sich langsam dem Horizont.

„Wir könnten die Pina Colada mitnehmen und uns den Sonnenuntergang vom Strand aus ansehen“, wispert Susanne und ihre Lippen berühren dabei wie zufällig sein Ohr.

Lars findet, dass das eine wirklich fabelhafte Idee ist.

Text 5 Radikal

Du merkst, dass du älter wirst, wenn du die grauen Haare nicht mehr einzeln mit der Pinzette ausreißen kannst, sondern nur eine Radikalrasur dich von der Farbe befreit, die mit dem verbunden wird, von dem du als gesunder Mensch nichts wissen willst: Vergänglichkeit. Das Leben vergeht. Ist es vergangen, brennst du ein letztes Mal und wirst zu Asche. Wenigstens einmal brennt jeder. Heute brennen ja die meisten zweimal. So ein neumodisches Burnout gehört schon dazu. Fast ein Menschenrecht wie die Pubertät, so scheint es. Pubertät. Mein Gott, wie lange ist das her? Das Pickel ausdrücken? Freu dich, wenn dein Körper noch Flüssigkeiten hergibt, die sich zu Pickeln formieren und dich an die Pubertät erinnern. Wenn das Erinnern das Erleben beiseite schiebt wie eine lästige Hausaufgabe, dann merkst du, dass du älter geworden bist. Möglicherweise sehnst du dich nach Hausaufgaben und fragst dich, warum sie dich früher so belastet haben. Früher, als eine Kugel Eis zwanzig Pfennige kostete und das Schauen des Grand Prix an einem Samstagabend, wenn die Eltern beim Kegeln waren und dich und deine Geschwister mutig alleine zu Hause gelassen haben, ein Highlight war.

Ach du je, mit Glatze finde ich mich nicht schöner! Obwohl: Das war doch jetzt mutig. Ich hab mir die Kopfhaare abrasiert. Die paar anderen sind schon freiwillig ausgefallen. Mut. Ist das ein Zeichen von Altersweisheit? Mut zeigen? Ist Mut in jungen Jahren in Wahrheit Dummheit? Was liegt eigentlich dazwischen – zwischen jung und alt? Ich habe noch nie jemanden sagen hören: „Ich bin mittelalt.“ Das mag daran liegen, dass niemand wissen kann, wie alt er wird. Keiner kennt die Zahl, also weiß

keiner, wann er mittelalt ist. Stirbst du mit 26, warst du mitten in der Pubertät mittelalt.

Was mache ich denn jetzt mit den Haaren? In den Staubsauger? Och nö. Ich könnte sie ja zählen. Alter, bedeutet das nicht Zeit haben für Unsinniges? Oder gilt man schon als gestorben, wenn man Zeit hat? Übrig hat! Und wenn ich erzähle, dass ich meine grauen Haare zähle, halten sie mich für wunderbar. Typisch alt, werden sie sagen.

Ich glaube, ich bin alt. Nachdenken über das Leben, das kann man doch nur, wenn man alt ist. Fragt sich, ob ich mit dieser Erkenntnis etwas anfangen. Ich könnte anfangen, mein Alter, mein Altsein zu akzeptieren. Der Widerspruch gefällt mir: Anfang und Alter. Beides beginnt mit A wie das Alphabet. T wie der Tod kommt ziemlich am Ende. Z. Zero.

Ach, weg mit den grauen Haaren in den Müll. Am besten, ich bringe ihn gleich raus. Herrje, die Glatze! Ich hab sie vergessen und stehe nun hier auf der Straße. Da kommt schon der Nachbar. Zu spät. Nur noch die Flucht nach vorne ist möglich. Er schaut ganz erschrocken. Bestimmt denkt er an Krebs. Alle denken immer an Krebs. Gleich sagt er was. Gleich sagt er es. „Frau Nachbarin, Sie haben einen Pickel auf der Glatze!“

Text 6 Brief an Paul

Lieber Paul,

Du hast völlig recht: Man kann im Leben nicht einfach zu allem

Ja sagen: Erst muss man wissen, was es zum Kaffee gibt!

Und Du wolltest ja unbedingt wissen, was man hierzulande so isst. Hier die schonungslose Aufklärung:

Die Damen und Herren am Polarkreis essen, und zwar, dass es nur so kracht denn die Nahrungskette darf auf keinen Fall auch nur einen winzigen Moment unterbrochen werden! Muss an der Kälte liegen. Fettschichten sind beruhigend, wenn man eingeschneit ist, und außerdem hält man hierzulande nicht viel von der unerträglichen Leichtigkeit des Seins. Schwer muss es sein! Viel muss es sein! Dann ist es gut! Nix da mit neumodischen Häppchen und abgemagerten Nudeln an Tomatenwasser oder dergleichen. Wir befinden uns kulinarisch ungefähr im Jahre 1950 in Deutschland, was die Ernährung betrifft. Genau: Blutwurst, Schweinebraten & Co., soweit die Geschmackspapillen reichen...

Und was die süßen Schweinereien angeht: Der Schwede an und für sich ist beinharder lutheranischer Protestant und gönnt sich selten Exzesse. Meistens gibt es überhaupt nur zwei Sorten Kuchen, die merkwürdigerweise Bulle heißen und immer gleich schmecken. Trotzdem wird man irgendwann süchtig danach. Vermutlich machen Kardamom und Zimt abhängig - besonders in frisch gebackenem, noch warmem Hefeteig. Aber wenn es mal eine Torte gibt, dann sieht sie aus wie den kühnsten Träumen von Pippi Langstrumpf entsprungen: Ein Riesenhaufen Sahne, zusammengehalten nur von einer dünnen, ultrasüßen, knallbunten Marzipanschicht, irgendwo darin versteckt noch eine ordentliche Portion Marmelade. Sollte diese wider Erwarten

- und damit zum Entsetzen aller - fehlen, haut man einfach einen Riesenklacks Marmelade aus der praktischen schwedischen Nachfülldose, die sturm-, eis-, und mikrowellenfest ist, auf die ganze Pracht.

Gegessen wird gleich mit Esslöffeln, um nur ja keine Zeit zu verlieren. Essen soll schließlich vor allem satt machen - und außerdem könnte man ja in all der Zeit, die beim Schaufeln mit zierlichen Kuchengabeln draufginge, zum Beispiel das Haus noch streichen oder siebzig Kubikmeter Schnee schippen...In diesen Dingen denkt der gemeine Schwede erbarmungslos praktisch.

Du fragtest mich auch nach Büchern: Gewiss gibt es hier welche, oh ja! Wie Du richtig vermutest, liest der Schwede viel, dies schon aus reiner Nützlichkeit, denn schließlich wurden die Bäume ja extra dafür umgehauen. Jedoch ist dies, rein bevölkerungsmäßig, ein kleines Land - daher werden nicht viele Bücher ins Schwedische übersetzt. Englischkenntnisse sind hierzulande von Vorteil...

Willst Du wirklich Schwedisch lernen? Nur zu - nichts leichter als das! Als erste Schritte zum superfachmännischen Schwedisch empfehle ich Dir:

hej tjenare läget? bra tack hej då

Hallo Hallo (eigentlich: zu Diensten) Wie ist die Lage?

gut danke tschüss

Fertig. Das reicht eigentlich für die grundlegende Kommunikation in Schweden. Erstens gibt es kaum Menschen hier und zweitens sind sie fåordigt, also wortkarg. Da das Zeitverständnis hier ein völlig anderes ist und alle Dinge ihre Zeit haben dürfen, denkt man sich: Was ich in diesem Jahr nicht sage, kann ich ja im nächsten Jahr noch sagen... Und so ist es wirklich! Von verbaler und sonstiger Betriebsamkeit à la Deutschland sind wir hier Lichtjahre, ach, was sage ich,

Milliarden Lichtjahre entfernt! Alles dauert hierzulande einfach so lange, bis es fertig ist.

Also lerne nicht zu viel! Die Bilderbücher "Findus und Pettersson" von Sven Nordquist reichen als Einstiegslektüre völlig aus. Pfiel Pfergnügen!

Für heute ganz liebe Grüsse aus Schweden. Es ist übrigens blitzblauer Himmel, die Sonne scheint und der Schnee leuchtet auf den Wiesen ein Leben wie im Bilderbuch...

Bis bald!

Deine frohe Greta

Text 7 Besonders

„Tom ist eben ... ja, wie soll ich es sagen? Also, wenn man diesem Lehrer Glauben schenkt, ist er absolut renitent. Fast so was wie ein Systemsprenger. Unsinn!“

Energisch streicht sich Toms Mutter eine Haarsträhne zurück. Der Blick der jungen Frau sucht und findet die Kellnerin, bei der sie einen Espresso bestellt. Dann begutachtet sie ihre dezent rosa lackierten Fingernägel und scheint zufrieden. Sie schaut auf ihr Handy, das stumm auf dem Tisch liegt, räuspert sich und beugt sich schließlich ein wenig nach vorn, um die begonnene Unterhaltung mit ihrer Freundin fortzusetzen.

„Stell dir vor, jetzt will dieser Kerl, also dieser Lehrer, schon wieder mit mir sprechen. Er macht sich Sorgen. Wenn ich das schon höre! Beim letzten Mal hat er mir eine halbe Stunde erzählt, dass er überfordert ist. Das hat er so natürlich nicht gesagt, aber es war doch offensichtlich. Meiner Meinung nach, kriegt der die Klasse nicht in den Griff. Es geht da wirklich nicht nur um Tom, der angeblich den Unterricht stört. Sprengt! Er sprengt den Unterricht... kannst du dir das vorstellen? Wenn ich sowas, wie diesen Blödsinn, den der da vom Stapel lässt höre, mache ich mir Sorgen. Wie kümmerlich ist das denn? Pädagogisch ist der doch echt ´ne Null, sonst hätte der doch das Problem gar nicht. Ich wette mit dir, dass es nicht nur Tom ist, der während der Stunde Musik hört. Obwohl er das natürlich so darstellt, als sei Tom der einzige. Aber selbst wenn Tom das macht, selbst wenn er der einzige sein sollte – was ich wie gesagt bezweifle - ist das ein deutliches Signal, dass sich das Kind langweilt! Mensch, der Junge ist elf Jahre alt! Und pfiffig. Du weißt das! Der Junge braucht Anregung, etwas was ihn packt und fesselt. Bei dem einfallslosen Unterricht, den

diese Pfeife da veranstaltet, hört Tom eben seine Musik. Aber Selbstkritik bei dieser Pädagogenpfeife kein Thema. Die Kinder – und eben speziell Tom hat er da auf dem Kieker – sollen sich ändern. Der Herr Lehrer macht alles richtig! Aber wenn dieser Kerl meint, er könne meinen Sohn schikanieren und mich nerven...”

Die Kellnerin bringt den Espresso, die Frau dankt und wendet sich wieder ihrer Freundin zu.

„Wo war ich stehengeblieben? Ach, ja- Schikane! Stell dir vor, der Ziegler – so heißt die Null – will, dass Tom sein Handy vor Beginn jeder Stunde abgibt. Natürlich finde ich es auch nicht gut, dass Tom sich im Unterricht mit dem Handy beschäftigt. Aber er guckt ja keine Pornos oder spielt Ballerspiele. Er hört nur Musik – und wenn der Ziegler ihn daran hindern will, wird er vermutlich – ungeduldig? Ja, vielleicht ist das der passende Begriff. Er verliert die Geduld, wenn der Ziegler ihn so nervt. Dann kann es schon sein, dass er laut wird, dass er deutlich sagt, was ihm stinkt. Der Ziegler bezeichnet das als „respektloses Verhalten“. Ja, so einfach macht er sich das: Etikett drauf – fertig!

Mal ganz abgesehen von dem öden Unterricht, der Tom eben nicht zu interessieren scheint, bedeutet Tom Musik unendlich viel. Er liebt sie. Das habe ich auch diesem Ziegler, also seinem Lehrer, erzählt. Und was sagt der? Na, dann soll Tom doch im Schulchor mitsingen! Kannst du dir das vorstellen? Tom in einem Schulchor? Irgendwelche Volklieder trällernd? Und auch die Idee, dass Tom in der Schulband mitmachen soll, ist bescheuert. Er ist ja noch gar nicht so weit, dass er sich für ein Instrument entschieden hat. Wir haben ihm ganz früh eine Blockflöte gekauft. Die hieß dann rasch nur noch Blödflocke. Obwohl er echt schon ganz gut war, hat er auf die Blödflocke keine Lust mehr gehabt. Dann hat er Gitarrenunterricht gehabt, aber das war auch nicht so sein Ding. Und kam der

Klavierunterricht... . Vielleicht hätte ich darauf bestehen sollen, dass er durchhält. Wenigstens eine Weile. Aber zwing den mal! Tom hat einen starken Willen. Der weiß, was er will!“

Nach einem Schluck Espresso seufzt die Frau. Dann redet sie in heiterem Ton weiter:

„Es ist ja etwas sehr Positives, dass Tom so genau weiß, was er braucht und was ihm gut tut. Oder eben auch, was ihm keinen Spaß macht. Und dass er das auch Lehrern gegenüber artikulieren kann zeigt, dass er kein Duckmäuser ist. Also, das sag ich dir, wenn er das wäre, ein Duckmäuser, dann hätte ich was falsch gemacht!

Trotzdem - nach dem letzten Gespräch mit dem Lehrer war ich tagelang richtig durcheinander...“

Der Redefluss der Mutter stockt. Unruhig fährt ihr Blick über den kleinen Bistrotisch, sie greift nach dem stummen Handy, sucht nervös in ihrer Tasche nach dem Etui mit der Sonnenbrille, die sie nicht aufsetzt, sondern nur vor sich auf den Tisch legt. Dann seufzt sie und starrt schweigend auf die Marmorplatte des Bistrotisches. Mit dem Zeigefinger malt sie unsichtbare Kreise.

Ihre Freundin, die bislang geduldig zugehört hat, greift schließlich nach der Hand der Mutter und flüstert mit tröstender Stimme: „Ja, weißt du, Tom ist schon besonders. Aber...ja weißt du...“

Die Mutter spannt ihre Muskeln an, sitzt sehr aufrecht und schaut ihre Freundin forschend an. Die Freundin verstummt, rutscht auf ihren Stuhl herum und nun ist sie es, die mit dem Finger Kreise auf der Tischplatte zieht. Nach einem kurzen Moment hellt sich die Miene von Toms Mutter schließlich auf, sie schaut ihre Freundin an und lächelt.

„Ja, du hast Recht. Tom ist besonders. Besonders und sehr begabt. Vermutlich ist er sogar mehr als begabt und besonders die Musik bedeutet ihm viel. Mir kam da gerade eine Idee. Ich

denke, wir suchen eine Schule mit diesem Schwerpunkt: Musik. Oder vielleicht ein Internat! Das ist es. Dass ich da nicht schon vorher drauf gekommen bin!"

„Ach, es tut so gut, mit dir zu reden. Gerade will du Tom kennst, tut es so gut zu hören, was du meinst. Besonders! Genau das ist er.“

Text 8 Pink

„Spätestens um elf Uhr bin ich dort“, hatte Ben versprochen. Aber schon bevor Konstanze die Terrasse des Eiscafés betrat, wusste sie: er würde wieder unpünktlich sein, wie zuletzt jedes Mal, wenn sie sich verabredet hatten. Stets hatte er noch etwas extrem Wichtiges in seinem Büro zu erledigen; Konstanze musste solange warten. Überhaupt war Ben ihr gegenüber reichlich rücksichtslos geworden, offenbar wähnte er sich ihrer sicher. Aber wie sollte es auch anders sein? Wie sollte einer wie er, mit solchen dunklen Locken, sich ihrer nicht sicher wähnen? Konstanze ließ ihre Blicke über die Terrasse schweifen, nein, er war nirgends zu sehen. Da sie nun also wieder wer weiß wie lange würde warten müssen, wollte sie sich wenigstens einen angenehmen Platz sichern. Wenn man weiß, dass man warten muss, tröstete sie sich, dann wartet man ja eigentlich nicht wirklich. Da die Auswahl an freien Tischen beschränkt war, galt es, sich zu beeilen, denn ein Trupp älterer Herrschaften steuerte auf das Café zu. Hastig zwängte sich Konstanze zwischen Tischen und Stühlen hindurch zu dem Tisch, den sie ins Auge gefasst hatte, stolperte dabei über eine Handtasche, die jemand rücksichtsloserweise in ihren Weg gestellt hatte, warf prophylaktisch der offenbar dazugehörigen Dame einen bitterbösen Blick zu, damit diese nicht auf die Idee käme, sich bei ihr zu beschweren, und warf sich auf den ihr am nächsten stehenden Stuhl an jenem Tisch, ihre Tasche auf den benachbarten Stuhl pfeffernd, um deutlich zu machen, dieser Platz sei ebenfalls besetzt. Das Manöver war geglückt. Da traf sie durch eine Lücke im Laub der großen Buche ein Sonnenstrahl direkt im Gesicht und blendete sie unangenehm, hier konnte sie unmöglich bleiben; aber der Stuhl gegenüber

war ja auch frei, dort hatte sie die Sonne im Nacken. Doch nach einigem Geschiebe, wobei sie einen älteren Herrn am Nachbartisch anrampelte und dann mit ihrer Jacke beinahe einen zum Glück bereits leer gegessenen Eisbecher von einem anderen Tisch fegte – sie konnte ihn gerade noch auffangen, aber der Löffel fiel klirrend auf die Fliesen - , stellte sie fest, dass sie von diesem Platz aus den Eingang nicht im Blick hatte, also nicht sehen konnte, wann Ben eintraf; sie hätte sich dauernd umschauchen müssen, so dass sie noch einmal den Stuhl wechselte, was dieses Mal ohne Komplikationen vonstatten ging. Um die gewisse Peinlichkeit ihrer Maßnahmen zu überspielen, vertiefte sie sich in die Eiskarte, die in einem Plexiglasständer auf dem Tisch steckte. „Was darf ich bringen?“ Eine Kellnerin in schwarzem T-Shirt, schwarzen Jeans und einem lila Schürzchen hatte Notizblock samt Kugelschreiber im Anschlag. Konstanze fühlte sich bedrängt: „Lassen Sie mich erstmal ankommen; außerdem erwarte ich noch jemanden.“ „In Ordnung.“ Mit professionellem Lächeln und einer Eleganz, als gäbe es für sie keine Hindernisse auf dieser Welt, glitt die Kellnerin zwischen all den Tischen und Stühlen hindurch. Konstanze bewunderte ihre schlanke Gestalt mit dem wippenden blonden Pferdeschwanz. Ich bewege mich nicht so geschickt, dachte sie scheinlich, vielmehr remple ich überall an, ich bin auch vermutlich nicht so hübsch, weshalb man mich warten lassen kann.

Mit einem Blick zum Eingang stellte sie fest, dass Ben weiterhin nicht in Sicht war; sie schaute auf die Uhr, zwanzig nach elf, was für eine Rücksichtslosigkeit! In ihrer Blickrichtung, zwei Tische weiter, saß vor einer Tasse Kaffee ein Herr mittleren Alters im mittelblauen Hemd, der höchst attraktiv schien. Ein Sonnenschirm behinderte die Sicht auf ihn, dennoch sah sie ein braun gebranntes Gesicht und angegraute Schläfen. Er war in ein Buch vertieft, das in einer Stoffhülle steckte, was verdächtig

war, denn wer sein Buch unter einer Hülle versteckte, hatte womöglich etwas zu verbergen, darunter konnte vom Porno bis zu Nietzsche alles sein. Konstanze rückte ein wenig zur Seite, um besser um den Sonnenschirm herum linsen zu können, denn wenn Ben nicht bald auftauchte, könnte sie sich wenigstens mit dem Typen da die Zeit vertreiben, rein fiktiv natürlich, es müsste ihr gelingen, ihn ganz unauffällig auf sich aufmerksam zu machen. Allerdings sah sie jetzt, wo die Sonne sich langsam herum schob und ihm ins Gesicht schien, dass dieses leicht gedunsen war; hatte er gestern zu tief ins Whisky-Glas geguckt und saß deshalb am hellen Vormittag hier herum, um auszunüchtern? Ihr Blick fiel unter den Tisch und auf pinkfarbene Socken in braunen Birkenstocksandalen. War wohl doch nicht ganz ihr Typ. Wieder schaute sie zum Eingang, von Ben immer noch keine Spur, schon mehr als eine halbe Stunde überfällig. Warum stand sie nicht einfach auf und ging? Aber sie wusste genau, dass sie das nicht konnte, dass sie weiter warten musste, denn was würde sie versäumen, wenn er doch noch käme! Sie straffte sich; schließlich saß sie hier aus freien Stücken, weil es ein herrlicher Tag war, weshalb sie jetzt auf der Stelle ein großes Eis bestellen würde, ihre Wahl war getroffen, Schokoladeneis mit Krokant und Sahnehaube, jetzt musste nur noch die Kellnerin kommen. Da erschien sie mit einem riesigen Tablett, beladen mit einer ganzen Batterie von hochgetürmten Eisbechern, die sie ein paar Tische weiter bei einer Großfamilie absetzte. Konstanze wollte ihr ein Zeichen geben, aber die Kellnerin machte auf dem Absatz kehrt und würdigte sie keines Blickes. Das war ja die Höhe! In ihre Empörung hinein traf sie der Blick des Blaubehemdeten, den sie anfänglich für attraktiv gehalten hatte, was bildete der sich ein so zu glotzen, nee, mein Lieber, mit dir ist nichts drin, und heftig wandte sie sich ab und wieder dem Eingang zu, wo in diesem Augenblick Ben auftauchte. Und als er sich gleich darauf zu ihr herabbeugte

und sie küsste und kein bisschen schuldbewusst sagte: "Grüß´ dich, Liebste, wie schön, dass du schon da bist. Du hast doch nicht etwa warten müssen?", da gelang es ihr, befreit und strahlend zu lügen: „I wo, ich bin auch gerade erst gekommen.“

Text 9 Paarberatung

„Hilfe, eine Spinne!“ Ihre Stimme schrillt spitz in sein Ohr. Franz rührt sich nicht vom Fleck. Er sitzt am Frühstückstisch, vor sich eine Tasse Kaffee und die aufgeschlagene Zeitung. „Mein Gott, stell dich nicht so an!“ schnaubt er. Wie er das hasst, wenn ihre Stimme überschnappt. Seinem Trommelfell tut das jedes Mal weh. „Atme mal tief in den Bauch, dann wird das schon wieder“, brummelt er vor sich hin. Wozu war sie bei diesem Seminar gewesen, wie hieß es noch? Stimme und Präsenz! Da hatte sie doch gelernt, lockerer zu werden. Ständig lief sie von Kurs zu Kurs. Und was brachte es? Nichts.

„Ihh, die sitzt mitten auf dem Spiegel! Ich kann mich nicht schminken!“ Deine Probleme möchte ich haben, denkt er und nippt von seinem Kaffee. Der schmeckte seltsam. „Was ist denn mit dem Kaffee?“ ruft er. „Haste da was reingetan?“ Er vertieft sich in den Lokalteil. „Spinneninvasion in Linden. Neue Art breitet sich rasant aus.“ Typisch BILD. Die wird immer reißerischer. Heutzutage wird alles aufgebauscht. Was soll gefährlich sein an den Spinnen? Diese Dinger sind doch nützlich. Krabbeln in der Gegend herum, spinnen Netze und fressen Fliegen.

Er beißt in sein dick mit Butter und Erdbeermarmelade bestrichenes Brot. Mit vollem Mund ruft er Richtung Bad: „Wann bist du endlich fertig? Wir müssen los!“ Er schiebt seinen Stuhl zurück und steht auf. Franz hasst es, wenn er nicht in Ruhe zu Ende frühstücken kann. Er hasst es, zu spät zu kommen. Er hasst es, wenn er auf Dorle warten muss. Jedes Mal das Gleiche.

Er wirft einen Blick auf seine Armbanduhr. In einer halben Stunde müssen sie da sein, das werden sie nicht mehr schaffen.

Dabei war es doch ihre Idee gewesen, zur Paarberatung zu gehen. Bestimmt war die Therapeutin wieder auf Dorles Seite, wie beim letzten Mal. Frauen hielten immer zusammen wie Pech und Schwefel. „Warum brauchst du immer so lange, verdammt noch mal“, will er sagen, als er auf die Türklinke drückt, aber der Satz bleibt in seinem Hals stecken. Irgendetwas ist anders, das spürt er sofort. Die Tür bewegt sich kaum, so als läge ein Riesenberg Wäsche dahinter. Dahinter ist es leise, sehr leise. Dabei hat er sie vorhin noch klappern hören mit ihren Tiegeln, Pinseln und Stiften, von denen immer viel zu viele auf der Ablage unter dem Spiegel herumfliegen.

Da, ein leises Rascheln! So als würden sich tausend kleine Beine rasselnd aneinander reiben. Kafka fällt ihm plötzlich ein. Franz Kafka. Wieso das denn? Wie hieß die Geschichte des Mannes, der aufwacht und feststellt, dass er ein Käfer war? Franz fröstelt. Was könnte auf der anderen Seite lauern? Quatsch, sagt er laut. Du träumst! Du spinnst! Doch als er die Tür mit Gewalt aufdrücken will, fällt ihm auf, dass kleine weiße Eier am Rahmen kleben. Vor seinem geistigen Auge sieht er plötzlich Dorle, in eine Riesenspinne verwandelt. Sie thront mitten auf dem weißen Toilettendeckel, bewegt lasziv ihre dicht behaarten Beine und funkelt ihn aus kleinen Knopfaugen an. Er schüttelt sich. Vollkommener Quatsch. Er als Wissenschaftler Mathematiker, um exakt zu sein – er als Mathematiker weiß doch genau, dass das nicht sein kann. Die kleinen weißen Punkte waren sicher heute Morgen schon da gewesen, er hatte sie nur nicht bemerkt, schlaftrunken wie er gewesen war.

Entschlossen drückt er auf die Klinke und lehnt sich mit der linken Schulter gegen das Türblatt. Millimeter für Millimeter bewegt er die Tür, bis er mit einem Auge hineinlinsen kann. Ein Seufzer des Schreckens entfährt ihm. Das Zimmer ist über und über mit Spinnweben bedeckt, kreuz und quer verlaufen die

silbrig glänzenden Fäden, vom Spiegel zur Duschwand, von der Heizung zum Hängeschrank, von der Badewanne zum Klo. Hin und her und kreuz und quer und auf und ab. Darauf krabbeln unzählige, Abermillionen kleiner schwarzer Punkte. Wo ist Dorle? Seine Augen suchen hektisch das undurchsichtige Gewirr ab.

Da liegt sie, mitten auf dem Boden, noch im Nachthemd, umhüllt von strammen, weißen Fäden, eingesponnen wie eine Raupe in ihren Kokon. In der Hand die Wimperntusche, die Augen weit aufgerissen, der Mund offen wie zu einem Schrei. Der Angriff der Killerspinnen musste sehr schnell vor sich gegangen sein. Lebt sie noch? Er kann nicht erkennen, ob sie atmet. Er überlegt, was zu tun ist. Erst einmal die Gefahr minimieren. Schnell zieht er die Tür zu. Legt vor den Spalt am Boden ein zusammengerolltes Handtuch, zieht ein altes Papiertaschentuch aus seiner Hosentasche und stopft es in das Schlüsselloch.

Er geht in die Küche, setzt sich an den Tisch, nimmt die Zeitung und beißt in sein Brot. Typisch Dorle, ihn beim Frühstück zu stören. Erst einmal in Ruhe den Kaffee austrinken. Dann wird er sich überlegen, wie er ihre Leiche entsorgen kann. Jetzt hatte er ein kleines Problem mehr, aber ein großes weniger. Das mit der Paarberatung hatte sich erledigt. Und zu spät kommen würde er auch nicht. Nie mehr.

Text 10 Ein paar schlaflose Stunden

2.47 Uhr, in der Nacht Freitag auf Samstag. Die Uhrzeit strahlt mir grell in meine zusammengekniffenen Augen. Ich bin vor dem schnarchenden Mann in meinem Bett auf die Couch geflüchtet. Hätte mein unsanfter Rüttler dazu geführt, ihn aufzuwecken und dazu zu bringen, sich – wenigstens in eine schnarchärmere Liegeposition – umzulegen, wäre ich nicht auf der kalten Couch gelandet. Hätte ich meine Wut in einem kraftvollen Türknallen rauslassen können, würde vielleicht das mit dem nahtlosen Weiterschlafen auf der Couch klappen. Das eine hat nicht funktioniert, das andere kann ich meinen Nachbarn und meinem Ruf Türenknallen mitten in der Nacht? – nicht antun. Und so starre ich erneut auf die Uhr. Fassungslos spreche ich langsam, jedes Wort einzeln: „Es ist drei Uhr in der Früh!“ ein bisschen mehr als halblaut, in einem schon etwas aggressiven Ton, in die Nacht. Mit dem innigen Wunsch, der im feinen Bettchen ausgestreckte Empfänger möge mich gefälligst hören, aufwachen und sich selber auf die blöde Couch legen.

Ich denke an die harte Woche, die hinter mir liegt, daran, wie unglaublich müde ich bin, schließe meine Augen und versuche, das Erlebte auszublenden, mir vorzumachen, dass es hier auf der Couch eh total fein ist und ich jetzt sicher gleich einschlafen werde. Ja, genau.

Im Rahmen meiner langjährigen Psychotherapie habe ich meine Wut kennen-, sie bejahen und schätzen gelernt. Sie kommt nicht allzu oft zu Besuch, aber wenn, wie jetzt um 3.05 Uhr, dann ist sie da. Also richtig spürbar da. Kurz bin geneigt so zu tun, als hätte ich nicht bemerkt, dass es in mir kocht. Meine homöopathischen Beruhigungstropfen tauchen vor meinem inneren Auge auf, inklusive braun verfärbtem Karton. Weil

Flasche in Karton, Unachtsamkeit, daher nicht ganz zugeschraubt, Unfall. Schon ist der Fleck auf dem Karton passiert. Das gedankliche Ablenkungsmanöver funktioniert wie befürchtet nicht. Meine Wut ist gekommen und wird mir eine kleine Weile Gesellschaft zu leisten.

Es nützt alles nichts, es ist aus mit dem Schlaf. Ich schalte Licht und Fernseher ein, schnappe meinen Laptop und checke meine Emails. Um 03.15 Uhr sitze ich da wundere ich mich über die Anzahl der Coronatest Anmelde-, Termin- und Ergebnismails im Posteingang. Das ist mir bisher noch gar nicht aufgefallen. Antigentestung scheint mein neues liebstes Hobby zu sein. Naja, fast alle meiner anderen Hobbies liegen ja derzeit eher auf Eis. Kurz prüfe ich noch den Spam Ordner und was lese ich da: Humor ist superwichtig und in Zeiten wie den aktuellen sogar überlebenswichtig. Wenn man da nicht kurz lacht, so allein mit sich selbst mitten in der Nacht.

Ich entschieße mich, alles rauszuschreiben, was mir gerade durch den Kopf geht, stelle mich hier und jetzt einer frustrierenden Situation, lasse alles was daherkommt einfach aus meinen Fingern fließen. Einzig der Fernseher lenkt etwas ab. Ich verstehe nicht ganz, was das aktuelle Programm bedeuten soll. Ein fahrender Zug, die Kamera auf die Schienen gerichtet. Der Zug hält, die Kamera schwenkt auf die Bahnsteige und die Reisenden, dann weiter auf die Hand des Zugführers, die einen Hebel betätigt. Der Zug fährt wieder los. Und die Fahrt beginnt wieder von vorne. Irgendwie ist diese Situation jetzt gerade sehr eigenartig. Ich sitze da, mitten in der Nacht, bin wirklich angefressen, versuche meine Wut herauszuschreiben, weil ich sie gerade nicht herausschreien kann, im Augenwinkel beobachte ich einen Zug, der durch die Gegend fährt, das Ganze musikalisch umrahmt von Udo Lindenberg mit „Ein Herz kann man nicht reparieren“. Fast

passend zu dem meinerseits gerade mehr und mehr in Schiefelage geratenden Hausegen.

Ich denke an den Moment, der in wenigen Stunden auf mich zukommen wird: ich werde länger schlafen als der Mann im feinen Bett, weil ich ja irgendwie die nächtliche Wachphase ausgleichen werde müssen. Er wird, sobald er die Augen geöffnet hat, die leere Bettseite entdecken, sich verwundert auf den Weg ins Wohnzimmer machen, sich auf den Couchtisch setzen und mich fragen, ob er denn geschnarcht hätte. Auf mein: „Nein!? Wie kommst du jetzt darauf?“, wird er prüfend Luft in die Nase ziehen und dann antworten: „Die Nase ist nicht einmal zu“ und achselzuckend ergänzen: „ich weiß auch nicht ...“ Ich weiß aber. Zunächst werde ich ruhig anmerken: „Du hast gestern ein paar Bier getrunken.“ Der Ton wird sogleich etwas vorwurfsvoll werden: „Warum kannst du nicht einfach auf der Couch schlafen, wenn du etwas getrunken hast?“ Schließlich wird es mit mir durchgehen und die Wut wird nicht nur mitschwingen: „Und entschuldige dich jetzt ja nicht. Du hast zu viel getrunken? Heißer Tipp: das heißt, du schnarchst mit ziemlicher Sicherheit. Das hatten wir ja schon das ein oder andere Mal. Leg dich einfach auf die Couch, wenn du zu viel hast. Merk dir das endlich! Ich bin müde und ich brauche meinen Schlaf!“ So oder so ähnlich wird es wohl laufen. Bereits mehrfach erprobt. Nicht wirklich erfolgreich.

Es dämmt schon. Ich bin wieder friedlich und merke gerade, dass mir die Augen zufallen.

Folgendes habe ich am vergangenen Montag vor der eingangs erwähnten Nacht geschrieben: Das Wochenende ist gerade vorbei. 06.15 Uhr, mein Handy kriecht surrend auf dem Boden herum. Ich habe schlecht geschlafen, stelle den Wecker auf 07.02 Uhr. Wie wunderbar, Zeit erstohlen! 06.50 Uhr. Katerchen kratzt und jammert an der Tür. Die Blase überzeugt um 06.53 Uhr.

Ich stehe mittlerweile, so es mir gelingt, freiwillig früher auf, einfach um etwas Ruhe zu haben. Zeit, die einmal nicht getaktet, sondern einfach nur da ist, um sie beliebig zu verbrauchen. Das Leben ist im Moment so fordernd. Familie, Arbeit, „C“ mit seinen ganzen Auflagen und Einschränkungen, in meiner „Freizeit“ all diese Aufträge, Erledigungen, Einkäufe, Putzerei und sonstigen Arbeiten. Immer ist irgendetwas zu tun. Es fühlt sich an, als würde ich durch die Woche rennen. Einer der schönsten Momente ist immer der Büroschluss am Freitagabend. Dieses Gefühl, zwei Tage – abzüglich +/- einem halben Tag für das was zu Hause halt gerade so anfällt – pure Erholung und Entspannung warten auf mich. Die Welt sollte in diesen Momenten bitte einfach einmal kurz anhalten.

Der nächste Eintrag findet sich dann um 2.47 Uhr, vergangene Nacht. Die Nacht, die tatsächlich gefolgt ist auf den Welttag des Schlafes, wie ich soeben in der Zeitung von gestern lese.